

Melody Carlson

Ein
Junggeselle
zum
Verlieben

Roman

Aus dem Amerikanischen von Eva Weyandt


GerthMedien

1

George Emerson brauchte keinen Menschen. Das zumindest redete er sich ein, während er vorsichtig mit dem Rasiermesser über seine Wangen strich, wie er es an jedem Tag der Woche um genau 7:07 Uhr morgens tat. Viele Männer rasierten sich mit diesen moderneren Rasierapparaten, das war George bewusst, aber dieses Rasiermesser mit einem silbernen Griff hatte ihm sein Großvater hinterlassen. Während er die scharfe Klinge an einem weichen Frotteehandtuch abwischte, reckte er den Hals, um sein glatt rasiertes Kinn in dem beschlagenen Spiegel zu begutachten. Mit seiner Lesebrille konnte er besser sehen, aber nach so vielen Jahren Routine war George ziemlich sicher, dass nichts zu beanstanden wäre.

Nachdrücklich schloss er das Badfenster, weil er das fröhliche Summen seiner ein wenig aufdringlichen Nachbarin nicht mehr hören wollte. Fieberhaft überlegte George, wie er Lorna Atwood an diesem Morgen aus dem Weg gehen konnte, ohne unhöflich zu erscheinen. Seit ungefähr zehn Minuten machte sie sich im Garten zu schaffen, und George war ziemlich sicher, dass sie ihn abpassen wollte, sobald er das Haus verließ, um zur Arbeit zu gehen.

Gerade als er die Kappe auf seine Tube mit Rasierschaum setzte und sein Rasiermesser in den angeschlagenen Keramikbecher stellte, hörte er das Pling in der Küche. Der Kaffee war durchgelaufen.

Die Kaffeemaschine mit der Zeitautomatik war eine dieser neumodischen Errungenschaften, zu denen sich George vor ein paar Jahren hatte überreden lassen. Aber so ganz traute er dieser

Maschine nicht. Eigentlich traute er den meisten elektrischen Geräten nicht. Was, wenn sie einmal verrückt spielte und mitten in der Nacht Kaffee kochte?

Während er seinen Thermosbecher mit dem dampfenden Kaffee füllte, warf George einen Blick durch das Küchenfenster. Lorna hatte sich mittlerweile auf ihrer vorderen Veranda niedergelassen. Er steckte zwei dünne Scheiben Weizenbrot in den Toaster, nahm ein hart gekochtes Ei aus dem Kühlschrank und goss sich ein kleines Glas Grapefruitsaft ein. Das war sein Frühstück an den Wochentagen. An den Wochenenden briet oder pochierte er sich manchmal ein Ei, oder, wenn ihm besonders nach feiern zu Mute war, ging er hinüber in den *Blue Goose Diner* und gönnte sich Pfannkuchen mit Speck, die er sich beim Zeitunglesen schmecken ließ. Das allerdings hatte er schon länger nicht mehr gemacht. Bestimmt ein Jahr lang nicht.

Aber heute war Freitag, und um 7:27 Uhr hatte George sein Frühstück beendet und das Geschirr abgespült. Mit dem frisch aufgefüllten Thermosbecher und der Aktentasche in der Hand verschloss er seine Haustür, prüfte noch einmal nach, ob sie auch wirklich abgeschlossen war, und überprüfte es noch ein drittes Mal, nur für den Fall. Demonstrativ warf er einen Blick auf die Uhr und dann blickte er vorsichtig nach rechts und links, um sich davon zu überzeugen, dass Lorna nicht irgendwo lauerte.

Für Ende Mai stand die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel. Im vergangenen Herbst hatte die *Warner Highschool* den Schulbeginn um eine Stunde nach hinten verschoben. Daran hatte er sich noch nicht so ganz gewöhnt. Obwohl sich seine innere Uhr gestört fühlte, musste George zugeben, dass den Schülern die zusätzliche Stunde Schlaf gut tat. Sie schienen nun morgens etwas wacher zu sein.

„Guten Morgen, Mr Emerson“, zwitscherte Lorna Atwood fröhlich. Wie ein kleiner Springteufel in farbenfrohes Lycra gekleidet

trat sie plötzlich aus dem Schatten ihrer vorderen Veranda heraus. „Ein wunderschöner Tag heute, nicht?“

Er schaute hoch zu dem wolkenlosen Himmel und nickte zustimmend. „Sieht tatsächlich so aus, als würde es heute schön. Das stimmt.“

„Wie ungewöhnlich hier in dieser Jahreszeit im westlichen Oregon. Im vergangenen Jahr hat es den ganzen Mai und Juni über geregnet.“

Mit ihrem rosa Kaffeebecher in der Hand eilte sie zu ihm hinüber. Hatte sie diesen Becher bewusst ausgewählt, weil er zu ihrem Lippenstift passte?

„Sie haben doch hoffentlich meine Einladung nicht vergessen, oder?“ Hoffnungsvoll blickte Lorna ihn an.

George täuschte Verwirrung vor und tippte sich an die Stirn. „Es tut mir so leid, Mrs Atwood, aber mir fällt gerade ein, dass ich für heute Abend schon andere Pläne habe. Ich hoffe, Sie entschuldigen mich.“

„Ach, wie schade.“ Ihr Lächeln blieb unverändert. „Vielleicht ein anderes Mal. Der Sommer steht jetzt vor der Tür, da haben wir sicher noch jede Menge Gelegenheit zusammenzukommen. Wir werden es einfach auf einen anderen Tag verschieben. Ich habe also bei Ihnen etwas gut.“

Sie spähte zum Himmel hoch. „Da wir gerade von Guthaben sprechen, am Wochenende soll das Wetter schlechter werden. Vielleicht können wir ja dann etwas ausmachen.“ Sie zwinkerte ihm zu.

George zwang ein höfliches Lächeln auf sein Gesicht, als er ihr zunickte und seinen Weg an ihrem kleinen Vorgarten vorbei fortsetzte. Ihr Rasen müsste dringend mal gemäht werden. Er hoffte nur, dass er sie nicht an ihren Mietvertrag erinnern musste, denn darin war ganz klar festgelegt, dass sie für ihren Garten selbst verantwortlich war. Ihr kleiner gelber Bungalow war fast identisch mit dem, in dem er selbst wohnte – nur dass seine Fassade kornblumenblau gestrichen war.

Zusammen mit seinen Großeltern hatte er Ende der 80er-Jahre in diese kleinen heruntergekommenen Häuser investiert, damals, als die Immobilienpreise noch lächerlich niedrig waren. Kurz nachdem er die Stelle als Lehrer an der nahe gelegenen Highschool bekommen hatte, hatte er den ersten Bungalow zur Eigennutzung gekauft. Da er nicht gerne Auto fuhr, war es sinnvoll, in der Nähe zu seinem Arbeitsplatz zu wohnen, sodass er zu Fuß dorthin gelangen konnte. Und seither arbeitete er als Lehrer an der *Warner High*.

Mit der Hilfe seines Großvaters, der großes handwerkliches Geschick besaß, hatte George an den Wochenenden und an den Abenden sein kleines blaues Haus renoviert. Das war eine gute Ablenkung für ihn gewesen, um nicht ständig über die Träume nachdenken zu müssen, die sich für ihn nicht erfüllt hatten. Vielleicht hatten ihn seine Großeltern deshalb dazu ermutigt, drei weitere kleine Häuser zu kaufen. Das würde ihn von seinem Schmerz ablenken, und er hatte immer etwas zu tun.

Sie hatten ihm die Immobilienkäufe schmackhaft gemacht, indem sie sie ihm als *gute Investition* anpriesen. Und es war, wie sich später zeigte, tatsächlich klug, Immobilienwerte in seiner Nachbarschaft zu erwerben. Damals war der Kauf von heruntergekommenen Immobilien noch ein wenig leichtsinnig erschienen, zumal die Mieter aus den Städten in die „Sicherheit“ der Vororte flohen. Aber in den vergangenen zehn Jahren hatte sich dieser Trend umgekehrt.

Die Menschen kehrten in die Stadt zurück, und die Mieten in seinem Viertel waren mittlerweile so hoch wie nie zuvor. Seine drei Bungalows, die nur einen Straßenzug von der Innenstadt entfernt lagen, hatten in letzter Zeit nicht einen einzigen Tag lang leer gestanden.

Mrs Atwood, seine neueste Mieterin, war überglücklich gewesen, in diesen Bungalow einziehen zu können. Obwohl sie erst seit einigen Monaten dort wohnte, hatte George schon sehr bald gemerkt, dass im Umgang mit ihr Vorsicht geboten war. Sie war geschieden

und sehr gesellig, und sie konnte ununterbrochen *plaudern*, wenn sie die Gelegenheit dazu bekam. Vermutlich war ihr Mann geflohen, weil er sich nach Frieden und Ruhe sehnte, obwohl Mrs Atwood behauptete, Opfer der *Midlifecrisis* ihres Ex-Mannes geworden zu sein. Sie sah nicht schlecht aus – das musste er zugeben –, aber sie redete eindeutig zu viel. Und sie war viel zu bemüht.

Kurz nach ihrem Einzug hatte George ein paar kleinere Reparaturen an dem Bungalow vorgenommen, und als Dank für seine Hilfe hatte sie ihn zum Abendessen eingeladen. Als er ablehnte, bestand sie darauf, ihren *berühmten Kirschkuchen* für ihn zu backen. Er gab vor, sich über diese nette Geste zu freuen, aber der viel zu süße und klebrige Kuchen wanderte direkt in den Müll, da George nicht viel für Kuchen übrig hatte.

Trotzdem hatte er ein höfliches Dankeschön an die gespülte Tortenplatte geheftet und ganz früh am folgenden Morgen auf ihre Veranda gestellt. Doch seither hatte sie ihre Bemühungen, Kontakt zu ihm zu suchen, nur noch verstärkt. Allmählich gingen ihm die Ausreden aus, denn er wollte nicht unhöflich oder gar unehrlich sein.

George war mit den Versuchen von Frauen, *Kontakt* zu ihm aufzunehmen, bestens vertraut, und im Laufe der Jahre hatte er gelernt, die schmeichelnde Aufmerksamkeit dieser Frauen zu ignorieren. Auffallend attraktiv war er nicht, in dieser Hinsicht machte er sich nichts vor. Nicht einmal in jungen Jahren, im letzten Jahrhundert, als seine Schüler ihm den Spitznamen *Mr Bean* gegeben hatten, hatte George sich darüber Illusionen gemacht. Er war nun mal kein Cary Grant. Der Vergleich seiner Schüler mit dem schrulligen Komiker sollte eigentlich eine Beleidigung sein, aber George hatte das nicht so gewertet.

Tatsächlich war es sogar so, dass er *Mr Bean* irgendwie bewunderte. Und George wusste, dass die Schüler ihn wegen seines zugeknöpften Verhaltens neckten. Andererseits war für ihn absolut unverständlich, wie die Kinder sich kleideten, beinahe wie Mitglieder einer

Gang. Er dagegen legte großen Wert auf korrekte Kleidung. Zum Unterricht trug er immer lockere Krawatten und Sportsakkos – ein Versuch seinerseits, durch sein Vorbild zu leiten. Nicht dass es funktioniert hätte, aber es war eine Gewohnheit, die er beibehalten hatte, und auch wenn seine Kollegen lässige Kleidung bevorzugten, gefiel George sein etwas traditionellerer Stil. Seltsamerweise schien das auch bei den Damen gut anzukommen – früher zumindest und bei Damen wie Mrs Atwood offensichtlich immer noch.

Jetzt mit Mitte 50 vermutete George, dass Frauen wie Mrs Atwood nicht unbedingt sein Aussehen attraktiv fanden, sondern die Tatsache, dass er ein Junggeselle war. Junggesellen hatten es eigentlich in jedem Alter nicht leicht, und er vermutete manchmal, jemand hätte ihm einen Zettel mit der Aufschrift „noch zu haben“ an den Rücken geheftet. Doch mittlerweile war er ein „eingefleischter Junggeselle“, wie viele ihn nannten. Und wenn er ehrlich war, hatte George gegen diese Bezeichnung nichts einzuwenden.

„Guten Morgen, Mr Emerson.“ Jemma Spencer winkte ihm zu, als sie die Treppe zur Schule hochlief. „Ist das nicht ein wunderbarer Tag?“

„Allerdings.“ Höflich hielt George ihr die Tür auf und ließ die jüngere Frau vor sich eintreten. Jemma war neu an der *Warner High*. Sie hatte gerade ihr Studium abgeschlossen, war energiegeladener und auffallend hübsch – und wie die meisten seiner Kolleginnen so jung, dass sie seine Tochter sein könnte.

„Und was macht die Kunst, Miss Spencer?“ Er blieb stehen, um seine Karte ins Lesefeld der Arbeitszeiterfassung einzuführen.

„Die Schüler haben Hummeln im Hintern.“ Ihre dunkelbraunen Augen funkelten, als kribbelte es auch ihr in den Fingern.

„Ja, nur noch sechs Tage Schule. Da ist das nachvollziehbar. Ganz besonders an einem warmen, sonnigen Tag wie heute.“

„Ich denke, ich gehe heute mit meinen Schülern nach draußen“, vertraute sie ihm auf dem Weg zum Lehrerzimmer an. „Sie können

Bäume, Blumen, Wolken oder Schmetterlinge oder was auch immer zeichnen. Vielleicht wollen sie auch einfach nur eine Weile in die Gegend schauen, aber ich hoffe, dass sich dadurch die Hummeln in ihren Hinterteilen beruhigen.“

Er lachte. „Sie haben Mut.“

„Nicht wirklich, es ist nur so, dass auch ich mich so kribbelig fühle.“ Sie zwinkerte ihm zu, als sie in den Flur zum Lehrerzimmer abbog. „Ich zähle ebenfalls die Tage bis zu den Sommerferien.“

„Haben Sie Urlaubspläne?“, fragte er mit mäßigem Interesse.

„Mein Freund und ich wollen nach Island fliegen“, erklärte sie.

„Interessant ...“

„Island?“, rief eine männliche Stimme aus dem Lehrerzimmer. „Hat da jemand Island gesagt? Ich war in den Osterferien dort, und es war einfach traumhaft. Wollen Sie meine Fotos sehen?“

Auf einmal redeten viele der jungen Lehrer durcheinander, zeigten ihre Fotos auf ihren Telefonen und erzählten begeistert von ihren Reiseerlebnissen, sprachen von den Verlockungen Islands und anderer exotischer Orte und prahlten mit ihren eigenen ausgefallenen Plänen für den bevorstehenden Sommer. In der Vergangenheit hätte sich George vielleicht an diesem begeisterten Geplauder beteiligt, vielleicht sogar von seinen eigenen Reiseerlebnissen berichtet, aber da er keine Pläne für den Sommer hatte ... und auch in den vergangenen Sommern nichts unternommen hatte, schwieg er, nahm die Infoschreiben aus seinem Postfach und las die Mitteilungen am Schwarzen Brett. Anschließend verließ er, ohne einen Blick zurückzuwerfen, das Lehrerzimmer mit den vielen lärmenden Menschen.

Als er zu seinem Klassenzimmer ging, fühlte George sich alt – nicht körperlich, obwohl seit einiger Zeit der Schwung in seinem Gang fehlte. Er fühlte sich alt im Sinne von angestaubt – wie der Dinosaurier der *Warner High*. Es war kein Geheimnis, dass er der älteste Lehrer im Kollegium war und dass die Schulleitung ihm

vorgeschlagen hatte, doch ein paar Jahre früher in Pension zu gehen. Aber er war jetzt noch nicht einmal 55, was gefährlich nahe an den 60 war, und das Budget der Schule war schon wieder einmal gekürzt worden. Deshalb stellte seine Schulleiterin jüngere Lehrer ein, um Geld zu sparen. Bisher hatte George sich erfolgreich gegen sie und einen vorzeitigen Ruhestand zur Wehr setzen können, aber in diesem Jahr war er eingeknickt.

Nach einer ganz schlimmen Grippeerkrankung im vergangenen Winter hatte George nachgegeben und ihr mitgeteilt, dass er nur noch bis zum Sommer unterrichten wolle. Und nun würde er nach mehr als 30 Jahren Schuldienst offiziell in den Ruhestand gehen. Nicht, dass in der heutigen Zeit noch Wert auf Erfahrung gelegt würde ... und es wäre auch niemand traurig darüber, dass er bald nicht mehr zum Kollegium gehören würde.

Mehr und mehr hatte George das Gefühl bekommen, an dieser Schule unsichtbar zu sein, und es war, als ob er mit jedem Jahr weniger wahrgenommen wurde. Sogar die Schüler schauten manchmal durch ihn hindurch. Dass ein Lehrer ignoriert wurde, war natürlich nicht ungewöhnlich.

Als Englischlehrer wusste er um das mangelnde Interesse seiner Schüler an Schule und Bildung. Seine Versuche, ihnen nahezubringen, wie wichtig eine gute Ausdrucksweise war, waren nur selten erfolgreich. Und seiner Meinung nach war dieses elektronische Zeitalter, das er zutiefst verabscheute, schuld daran, dass Rechtschreibung, Grammatik und Satzbau an Bedeutung verloren.

Sosehr er sich auch bemüht hatte, ihnen sein Lieblingsfach, die englische Literatur, durch interessante Unterrichtsgestaltung schmackhaft zu machen, die meisten seiner Schüler konnten Chaucer und Shakespeare nicht voneinander unterscheiden. Und das machte ihnen noch nicht einmal etwas aus.

Seufzend gab er seinen Zahlencode in das Tastenfeld vor seinem Klassenraum ein. Die Zeit, als die Türen auf dem Campus noch

nicht verschlossen werden mussten, waren ihm noch immer in lebhafter Erinnerung, aber nun gab es für alle Türen besondere Codes und außerdem Sicherheitskameras und uniformierte Sicherheitskräfte überall. Es waren so viele, dass er manchmal den Eindruck hatte, in einem Gefängnis zu unterrichten.

Er schaltete das Neonlicht ein und durchquerte den stickigen Klassenraum. Nicht zum ersten Mal wünschte er sich, die hohen Fenster ließen sich öffnen, und er könnte frische Luft hereinlassen. Dieses Thema hatte er schon mehrmals zur Diskussion gestellt und darauf hingewiesen, wie wichtig frische Luft sei, damit die Schüler mit wachem Geist dem Unterricht folgen konnten. Aber wegen der Budgetkürzungen waren solche Veränderungen nicht zu realisieren.

Während George den Zahlencode zu seiner Bürotür eintippte, erinnerte er sich daran, wie es war, als er noch selbst hier zur Schule gegangen war. Wie sehr hatte sich die Welt seither verändert. Das Gebäude allerdings, das damals neu und modern gewesen war, hatte sich kaum verändert.

Doch manche Dinge änderten sich eben nie. Im Laufe der Jahrzehnte hatte er beobachtet, dass die Teenager jedes Jahrzehnts sich auffallend ähnlich verhielten. Entfernte man die Schicht der jeweiligen Trends und Modeerscheinungen, kam in der Regel eine frustrierte Mischung aus Aufsässigkeit und Unsicherheit zum Vorschein. Und auch in seiner Generation war das so gewesen, wie er fairerweise eingestehen musste.

Er erinnerte sich noch sehr gut an das Ende der 70er-Jahre. Auch in seiner Klasse hatte es Aussteiger, Faulpelze und Leute gegeben, die Drogen nahmen, doch seine Altersgenossen erschienen ihm auch jetzt noch, nach so vielen Jahren, viel authentischer als die Jugend der heutigen Zeit. Möglicherweise war seine Erinnerung durch das Alter getrübt, doch wenn er in der Zeit zurückblickte, sah er in der Jugend damals eine Authentizität, die er bei den Jugendlichen heute vermisste.

Vielleicht weil es damals diese elektronischen Geräte noch nicht gegeben hatte. Alle seine Schüler besaßen diese neumodischen Tablets und Pods und Handys. Obwohl während des Unterrichts keine elektronischen Geräte erlaubt waren, hielten sich nur die wenigsten Schüler an diese Regeln. Manchmal machte ihn das verrückt.

Was war nur passiert, dass die Kommunikation mit Freunden so unpersönlich geworden war? Auch wurde nur noch selten ein richtiges Gespräch geführt. Er verstand nicht, dass die Jugendlichen ständig diese Kurznachrichten mit schlechter Grammatik und dämlichen kleinen Bildern austauschten. Und wenn er seiner Klasse die Aufgabe stellte, einen Brief zu schreiben, hagelte es Beschwerden. Als hätte er von ihnen verlangt, sich die Augen auszureißen – oder ihre Handys zu zerstören.

Neulich in der Klasse hatte er wirklich den Eindruck gehabt, Zombies vor sich sitzen zu sehen. Als wären die Jugendlichen innerlich abgestorben – nur noch eine leere Hülle. Er war altmodisch, das war ihm bewusst, aber in seinem tiefsten Innern war er der Überzeugung, dass die Computertechnologie dieser Generation ihre Seele gestohlen hatte. Und letztlich hatte diese Erkenntnis nur bestätigt, was er bereits gewusst hatte – dass es Zeit war auszusteigen.

Eine unerwartete Nervosität erfasste Willow West, als sie sich den Besucherausweis an ihre gebatikte und mit Spitze eingefasste Tunika heftete. Ihr Enkel Collin bezeichnete dieses Kleidungsstück als *Hippiebluse*, und jetzt fragte sie sich, ob sie sich für diesen Termin nicht doch lieber etwas konservativer hätte kleiden sollen. Wie auch immer, jetzt war es zu spät, und sie hatte ihren Besuch hier schon lange genug vor sich hergeschoben. Eigentlich hätte sie diese Sache bereits vor einem Monat in Angriff nehmen sollen. Aber als sie hörte, dass Mr Emerson in den Ruhestand gehen würde, wurde ihr klar, dass es allerhöchste Eisenbahn war. Wenn sie wollte, dass er Collin eine Empfehlung schrieb, musste sie ihr Anliegen an ihn herantragen. Die Ferien begannen in einer knappen Woche, und ein wenig Zeit musste sie ihm schon geben.

Während Willow sich einen Weg durch die zu den Ausgängen drängenden Jugendlichen bahnte, fühlte sie sich wie ein Fisch auf dem Trockenen oder zumindest, als würde sie stromaufwärts schwimmen. Der Geruch in dem überfüllten Flur war eine Mischung aus Schweiß, stinkenden Tennisschuhen, billigem Parfüm ... und etwas, das sie nur als jugendliche Angst beschreiben konnte. Oder es waren die Hormone der Jugendlichen, die außer Kontrolle waren.

Sie drängte weiter. Irgendwie kam sie sich vor wie ein Eindringling, und sie hoffte inständig, dass Collin sie nicht entdeckte. Das wäre ihm bestimmt peinlich, oder er bekäme einen Schrecken und

hätte Angst, dass etwas passiert sei. Ihr Vorhaben hatte sie für sich behalten. Sie kannte ja Collins Ehrgeiz und seine Neigung, sich in Kleinigkeiten hineinzusteigern, und sie wollte ihn nicht durch ihre *Verschrobenheit*, wie er das nannte, beunruhigen. Die vorsichtige Herangehensweise ihres Enkels an das Leben war sehr liebenswert, aber für sie auch ein wenig verstörend.

Sie kam an der Vitrine mit den Siegespokalen vorbei, und Willow war erstaunt, wie wenig sich an der *Warner High* verändert hatte. Sogar die Poster schienen noch dieselben zu sein. Sie hatte Collin zwar gelegentlich an der Schule abgesetzt, aber das Gebäude hatte sie seit Jahren nicht mehr betreten. Nicht mehr seit ihrer eigenen Schulzeit vor vielen Jahren. Sie hoffte nur, dass es kein Fehler war, ohne einen Termin einfach vorbeizukommen.

Zu ihrer Zeit war es in der Schule jedenfalls nicht so förmlich zugegangen. Dass sie nun einen Besucherausweis mit Foto bekam und ihre große Baumwolltasche von einem Sicherheitsbeamten durchsucht wurde, war ihrer Meinung nach ein Alarmzeichen. Es machte sie traurig, wenn sie sich vorstellte, was Collin Tag für Tag über sich ergehen lassen musste, obwohl er bestimmt mittlerweile daran gewöhnt war.

Willow kam an den Verwaltungsräumen vorbei und überlegte, ob sie dort nach dem Weg fragen sollte, aber alle wirkten beschäftigt. Und eigentlich kannte sie sich doch aus. Wenn sich die Anordnung der Räume nicht wesentlich verändert hatte, was sie bezweifelte, dann fand sie die Sprachenabteilung im ersten Stock gleich rechts.

Oben auf der Treppe stand ein junger Sicherheitsbeamter, der sie neugierig musterte. Willow lächelte ihn an, und auf einmal überfiel sie eine überraschende Unsicherheit, beinahe als rechnete sie damit, bei einem Regolverstoß ertappt zu werden. Dieses Gefühl schwappete vermutlich nur aus ihrer Erinnerung hoch. Zu ihrer Schulzeit war sie ständig mit einem schlechten Gewissen herumgelaufen, zum

Beispiel damals, als sie und Shelly Hanson dabei erwischt worden waren, wie sie in der Toilette Gras geraucht hatten. Du meine Güte, was hatten sie sich nur dabei gedacht. Bei dem Gedanken lachte sie in sich hinein.

Entschlossen ging sie an dem uniformierten Sicherheitsmann vorbei und betrat die Sprachenabteilung. Sie benahm sich kindisch, das war ihr bewusst. Schließlich hatte dieser dumme Zwischenfall mit dem Gras 1980 stattgefunden! Und zum Glück hatte sie nicht lange damit herumexperimentiert. Seit mehr als 30 Jahren hatte sie das Zeug nicht mehr angerührt. Geschockt stellte sie fest, dass ihre Jugendzeit tatsächlich schon so lange zurücklag. Vielleicht machte sie sich selbst etwas vor, aber meistens fühlte sie sich noch recht jung – nicht wie Anfang 50, sondern eher wie Ende 30. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie daran dachte, wie oft sie für Collins Mutter gehalten wurde und erklären musste, dass sie seine Großmutter war.

Während sie nach Mr Emersons Klassenraum suchte, hoffte sie, dass sie sich nicht umsonst auf den Weg gemacht hatte. Vielleicht hätte sie doch vorher anrufen und sich vergewissern sollen, dass er auch tatsächlich da war. Und hoffentlich machte sie auf ihn nicht den Eindruck einer übereifrigen Großmutter, falls sie ihn denn wirklich antraf. Doch wenn Mr Emerson bereit war, ihrem Enkel irgendwie zu helfen, dann war es jede Anstrengung wert.

Endlich hatte sie den richtigen Klassenraum gefunden. Sie spähte durch das schmale Fenster neben der Tür in den Raum. Das Licht war eingeschaltet. Ihre Hoffnung stieg. Womöglich war er noch in der Schule.

Sie probierte, den Türgriff herunterzudrücken, doch leider war die Tür verschlossen. Was war nur heutzutage in den Schulen los? Wurde wirklich alles und jeder hinter Schloss und Riegel gehalten? In ihrer Verzweiflung klopfte sie an die Metalltür, und als sich nichts tat, pochte sie noch einmal mit aller Kraft dagegen.

Schließlich öffnete sich die Tür zum Büro, und zu ihrer Erleichterung trat ein dunkelhaariger Mann heraus. Er war schlank und mittelgroß und blickte sie mit zur Seite gelegtem Kopf fragend an. Hoffentlich hatte sie sich nicht im Raum geirrt. Aus irgendeinem Grund hatte sie einen kahlköpfigen, korpulenten älteren Mann erwartet. Aber dieser Herr in Tweedjacke, dezent farbigem Hemd und schmaler Krawatte wirkte irgendwie jünger. Er erinnerte sie an einen Schauspieler aus einer TV-Sendung der 60er-Jahre – vielleicht war er aber auch ein Ehrengast in *Mad Men* gewesen.

„Guten Tag?“ Mit einem freundlichen, aber neugierigen Lächeln öffnete er die Tür.

Willow bemerkte seine leicht ergrauten Schläfen und die feinen Fältchen um seine Augen, die darauf schließen ließen, dass er doch älter war, als sie gerade noch angenommen hatte. Trotzdem strahlte er eine jugendliche Frische aus.

„Mr Emerson, nehme ich an?“ Sie lächelte nervös und hoffte, dass er den Scherz verstand.

„Ganz richtig.“ Er nickte ernst, als er die Tür ein wenig weiter öffnete. „Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“

„Das hoffe ich.“ Sie richtete sich hoch auf. „Ich würde gerne mit Ihnen über Collin West sprechen, einen Ihrer Schüler.“

„Ja, Collin besucht zwei meiner Kurse. Ein netter junger Mann. Sie sind seine Mutter?“

Sie strahlte ihn an. „Nein, nein, aber vielen Dank. Ich bin seine Großmutter. Doch er ist sozusagen bei mir aufgewachsen. Im vergangenen Winter sind wir nach *Warner* gezogen.“

„Ja, ich weiß, dass Collin neu an der Schule ist.“ Er bat sie ins Klassenzimmer. „Er hat mich als ein besonders interessierter Schüler beeindruckt. Sie können sehr stolz auf ihn sein.“

Eine Welle der Erleichterung erfasste sie. „Oh ja, das bin ich auch. Ich halte ihn für absolut brillant. Aber nach unserem Umzug von Kalifornien hierher mache ich mir Sorgen. Der Umzug kam so

abrupt, und vor Kurzem kam mir der Gedanke, dass Collin vielleicht nicht alle Empfehlungsschreiben hat, die er braucht, um sich an den verschiedenen Colleges zu bewerben. Ich fürchte, ich habe nicht so richtig darauf geachtet.“

„Er hat sich noch nicht beworben?“ Mr Emerson runzelte die Stirn. „Ich dachte, Collin sei Schüler des Abschlussjahrgangs.“

„Richtig, er besucht die Abschlussklasse. Und Sie haben vollkommen recht, er hätte sich schon lange bewerben sollen. Aber Collin will im Moment keins der großen Colleges besuchen. Er möchte viel lieber das erste Jahr hier am *Community College* studieren.“

„Ich verstehe. Nun, das ist doch eigentlich ein vernünftiger Plan.“

„Vielleicht. Zumindest für sein erstes Jahr. Aber mir gefällt nicht, dass er seine Ziele so niedrig steckt. Ich hoffe, dass er bald seine Bewerbungen für einige größere Colleges auf den Weg bringt. Vielleicht nach dem Herbstsemester.“

„Ich habe keinen Zweifel daran, dass er an einem der größeren Colleges angenommen wird. Er ist ein intelligenter junger Mann. Ich nehme an, er hat einen guten Notendurchschnitt.“

„Ja. Aber wir müssen uns trotzdem gut vorbereiten, und Empfehlungsschreiben gehören dazu. Und mir ist gerade zu Ohren gekommen, dass Sie die *Warner High* verlassen werden.“ Sie runzelte die Stirn. „Stimmt das? Sie gehen in den Ruhestand?“

„Das stimmt.“ Er nickte mit einem grimmigen Gesichtsausdruck.

Sie runzelte die Stirn. „Sie wirken noch so jung.“

„Das mag sein ... aber es ist an der Zeit.“

„Herzlichen Glückwunsch ... denke ich – ich meine, wenn es das ist, was Sie möchten.“ Sie musterte ihn und fragte sich, warum er so traurig wirkte, doch es gelang ihr, diese Frage herunterzuschlucken. Sie kannte ihre Neigung, ihr Herz auf der Zunge zu tragen, und dies war nicht der richtige Zeitpunkt.

„Danke.“ Er rieb sich das Kinn. „Ich glaube, ich habe mich noch nicht wirklich an diesen Gedanken gewöhnt.“

„Nun, das Leben hat mehr zu bieten als Arbeit.“

„Ja, vermutlich schon.“ Er runzelte die Stirn.

Willow musterte ihn eine Zeit lang. Mr Emerson wirkte traurig und verletztlich ... beinahe wie ein kleiner Junge, der eine liebevolle, beruhigende Umarmung brauchte. Und gleichzeitig merkte sie, dass er sich unbehaglich fühlte, als wollte er die sichere Distanz wahren.

„Wie auch immer“, fuhr sie schnell fort, „ich wollte Sie persönlich bitten, Collin eine Empfehlung zu schreiben. Darum bin ich heute gekommen.“

Er nickte langsam, doch in seinen Augen lag ein abwesender Ausdruck, beinahe so, als würde er nicht richtig zuhören. Vielleicht hatte er gesundheitliche Probleme. Womöglich war das der Grund für seine vorzeitige Pensionierung. Aber sie würde ganz sicher nicht nachfragen.

„Sehen Sie, sie sind sein Lieblingslehrer“, fuhr sie fort. „Und wenn Sie ihm eine Empfehlung schreiben könnten, dann könnte er eine Kopie davon zu seinen Bewerbungsunterlagen legen, für den Fall, dass er sich doch noch an einigen größeren Colleges bewirbt. Ich fürchte, dass er vom staatlichen College bald enttäuscht sein wird.“

Sie beugte sich leicht vor und versuchte zu erkennen, ob Mr Emerson ihr noch seine Aufmerksamkeit schenkte, oder ob er seinen eigenen Gedanken nachhing.

„Ja, ja.“ Seine dunklen Augen leuchteten auf. „Das scheint mir vernünftig zu sein.“

Erleichterung durchströmte sie. „Collin mag Sie sehr, Mr Emerson. Er spricht viel von Ihnen. Und er liebt Ihren Englischunterricht, ob er nun Literatur oder kreatives Schreiben oder was auch immer bei Ihnen hat. Er möchte sogar Englisch als Hauptfach wählen. Ich bin mir nicht sicher, ob er damit viel anfangen kann, aber ich habe ihm immer Mut gemacht, seinen Träumen zu folgen. Und Sie haben vermutlich schon gemerkt, dass er sehr gerne schreibt. Er verfasst Kurzgeschichten und Gedichte – nur zu seinem Vergnügen.“

Sie hielt inne, um Luft zu holen. Vermutlich redete sie mal wieder zu viel.

„Ja, mir ist schon aufgefallen, dass er einen sehr guten Schreibstil hat. Das hat mich schon früh auf ihn aufmerksam gemacht.“

„Oh, gut.“ Mit einem dumpfen Poltern legte sie ihre schwere Baumwolltasche auf einem Pult ab und seufzte tief. „Dann werden Sie uns also helfen? Ich meine, ihm – Sie werden *ihm* helfen?“

„Ich werde Collin sehr gern eine Empfehlung schreiben.“

„Oh, vielen Dank – ich danke *Ihnen!*“ Und wieder unterdrückte sie den Drang, ihn zu umarmen. Seine zugeknöpfte Art sagte ihr, dass Mr Emerson ganz bestimmt nicht viel für Umarmungen übrighatte. Aber natürlich konnte sie sich auch irren. Um seinetwillen hoffte sie, dass sie sich irrte.

„Es war mir ziemlich unangenehm, ohne Voranmeldung hier aufzutauchen und Sie zu überfallen“, gestand sie. „Ohne Termin, meine ich. Aber offensichtlich stamme ich aus einer anderen Zeit. Früher gab es noch keine bewaffneten Sicherheitskräfte in den Schulen. Um ehrlich zu sein, dieser Ort kommt mir eher wie eine Besserungsanstalt vor und nicht wie eine Schule.“

„Ich hatte schon ähnliche Gedanken.“ Er wirkte beinahe amüsiert.

Sie machte eine ausschweifende Armbewegung. „Ist es zu fassen, dass ich auch mal *hier* zur Schule gegangen bin? Das ist natürlich schon wer weiß wie lange her. Aber ich habe meinen Abschluss an der *Warner High* gemacht. Na ja, so gerade eben.“

Ihre Wangen erröteten, als sie sich daran erinnerte, wie sie ihr Abschlusszeugnis in Empfang genommen hatte. Da war sie bereits schwanger gewesen. Aber dazu stand sie auch. Sie hatte nicht vor, das zu verschleiern.

„Tatsächlich?“ Er runzelte die Stirn. „Sie sind *hier* zur Schule gegangen?“

„Ja, ich war Schülerin an der *Warner High*.“ Sie lachte leise. „Meinen Abschluss habe ich ...“

„Ich auch. Ich meine, ich habe auch diese Schule besucht. Abschlussklasse 1980.“

„Im Ernst? Ich habe 1981 meinen Abschluss gemacht.“ Fieberhaft kramte sie in ihrem Gedächtnis nach einem Jungen mit Namen Emerson. Erst jetzt fiel ihr auf, dass sie sich gar nicht richtig vorgestellt hatte, und sie hielt ihm die Hand hin. „Es tut mir leid, ich hätte mich richtig vorstellen müssen. Mein Name ist Willow West, und ...“

„Willow *Wild* West?“ Peinlich berührt fuhr seine Hand zu seinem Mund. „Entschuldigung, das hätte ich nicht sagen sollen. Bitte verzeihen Sie mir.“

„Das macht doch nichts.“ Mit leichtem Unbehagen lächelte sie ihn an. „Es stimmt, in der Schule war ich ein wenig ungezügelt. Das hat sich bestimmt herumgesprochen. Aber irgendwann bin ich dann erwachsen geworden.“ Sie verdrehte die Augen. „Na ja, fast. Vermutlich bin ich nie ganz erwachsen geworden. Und ehrlich gesagt, nach Meinung meines Enkels bin ich immer noch ein Hippie.“ Sie krepelte ihren Ärmel hoch und zeigte ihm das blasse Rosentattoo auf ihrem Unterarm. „Er nennt dies meinen *Oma-Stempel*.“ Sie lachte laut auf. „Aus meiner Blütezeit. Ich war jünger als Collin, als ich mir das habe stechen lassen, und er hält mich für ziemlich ausgeflippt. Collin käme nie auf den Gedanken, etwas Verbotenes zu tun, was vermutlich gut ist. Er würde sich auch niemals tätowieren lassen. Nicht dass ich etwas dagegen hätte, wenn er es tun würde. Manchmal wünschte ich, er wäre ein wenig lockerer. Aber es muss nicht unbedingt ein Tattoo sein.“ Seufzend rollte sie ihren Ärmel wieder herunter.

„Es ist schwierig, ein Tattoo zu entfernen“, sagte Mr Emerson und verschränkte die Arme vor der Brust. „Das weiß ich allerdings nicht aus Erfahrung.“

„Nein, natürlich nicht. Sie scheinen mir nicht der Typ Mensch zu sein, der sich ein Tattoo stechen lässt, Mr Emerson.“ Sie neigte den

Kopf, als sie fortfuhr: „Aber ich kann Sie immer noch nicht richtig einordnen. Und Sie sind wirklich *hier* zur Schule gegangen?“

„Es würde mich wundern, wenn Sie sich an mich erinnern könnten“, erklärte er mit ernster Stimme. „Ich war ziemlich schüchtern. Und ich gehörte ganz gewiss nicht zu Ihrer Gruppe. Obwohl mein bester Freund Greg Walters viel ...“

„An Greg Walters erinnere ich mich. Und jetzt erinnere ich mich auch an Sie. Sie sind *George* Emerson.“ Sie musterte ihn neugierig. „Irgendwie kamen Sie mir gleich bekannt vor, und jetzt fällt mir auch auf, dass Sie sich so viel gar nicht verändert haben. In meiner Erinnerung waren Sie damals ziemlich unnahbar. Sehr lernbegierig und ernst. Aber Greg war lustig. In der Highschool ist er aus seinem Schneckenhaus herausgekommen. Was ist aus ihm geworden? Lebt er noch in *Warner*?“

Mr Emerson zog seine Augenbrauen zusammen. „Nein ... Greg ist vor etwa zehn Jahren gestorben.“

„Oh ... das tut mir aber leid.“

Er nickte. „Mir auch.“

„War Ihr Bruder nicht ein Kriegsheld?“, fragte sie, um das Thema zu wechseln. „Alex Emerson? Aus irgendeinem Grund erinnere ich mich an diesen Namen.“

Er runzelte die Stirn. „Ja, aber es würde mich wundern, wenn Sie ihn kennen würden. Alex war zehn Jahre älter als ich.“

Auf einmal fiel ihr ein, warum sie sich an den Namen seines Bruders erinnerte, aber darüber wollte sie lieber nicht reden. Leider sah sie keine Möglichkeit, dieses Gespräch elegant in eine andere Richtung zu lenken.

„Woher kennen Sie ihn?“, fragte Mr Emerson nach.

„Die Wahrheit?“ Sie verzog das Gesicht.

„Das ist doch immer der beste Weg, meinen Sie nicht?“

„Nun ...“ Innerlich wand sie sich. „Meine Eltern waren ... also, sie waren Hippies. Wir lebten in einer Kommune, und manchmal

nahmen wir an Demonstrationen gegen den Krieg teil. Bei dieser Gelegenheit, ich war noch klein, besuchten wir einmal meine Großeltern hier in *Warner*. Wir demonstrierten am Vietnam-Denkmal im Stadtpark ... und ich erinnere mich, diesen Namen dort gelesen zu haben. Es war der letzte auf dem Gedenkstein. Und ich kann es nicht erklären, aber ich war deswegen sehr traurig. Ich erinnere mich noch daran, dass ich mir gewünscht habe, er hätte sich nie zur Armee gemeldet.“

„Alex hat sich nicht freiwillig gemeldet“, erwiderte Mr Emerson traurig. „Erinnern Sie sich noch an die Vietnam-Lotterie? Dass die Geburtsdaten derer, die eingezogen wurden, eher zufällig gezogen wurden?“

„Sicher.“ Sie nickte.

„Nun, Alex' Geburtsdatum war das zweite Datum, das gezogen wurde, also musste er unmittelbar nach seinem Schulabschluss einrücken.“ Mit abwesendem Blick seufzte Mr Emerson. „Mit kurzem Haarschnitt, auf Hochglanz polierten Kampfstiefeln und einem tapferen Lächeln im Gesicht fuhr er nach Übersee ... und kam in einer Holzkiste zurück.“

„Oh ... wie traurig.“

„Ja, das finde ich auch.“ Er schüttelte den Kopf.

„Es tut mir wirklich sehr leid. Sie haben Ihren Bruder und Ihren besten Freund verloren.“ Wider besseren Wissens legte sie ihm die Hand auf die Schulter. „Das muss sehr schwer gewesen sein.“

Er nickte nur.

Jetzt wusste sie nicht mehr, was sie sagen sollte. Unbehaglich nahm sie ihre Hand wieder herunter und griff nach ihrer Tasche. „Nach der Highschool habe ich diese Stadt irgendwie aus den Augen verloren“, erklärte sie nervös. „Ich war ein Jahr in Berkeley, aber irgendwie bekam ich keinen festen Boden unter die Füße. Dann überredeten mich meine Eltern, an eine Kunsthochschule zu wechseln.“ Sie winkte ab. „Aber Sie sind sicher sehr beschäftigt, Mr

Emerson. Ich möchte Sie nicht mit Einzelheiten meines Lebens langweilen. Ich bin so froh, dass Sie bereit sind, Collin eine Empfehlung zu schreiben.“ Aus ihrer Tasche zog sie eine ziemlich zerknitterte Visitenkarte.

„Das mit dem Brief muss nicht heute oder morgen sein, aber es wäre schön, wenn wir ihn vor dem Beginn der Ferien hätten. Damit Sie es nicht vergessen. Sicherlich haben Sie Urlaubspläne, um Ihre Pensionierung zu feiern und so.“ Sie reichte ihm die Karte mit den Eselsohren. „Das ist die Adresse meines Ateliers und der Galerie. Vielleicht sind Sie auf der *Main Street* bereits daran vorbeigekommen.“ Sie deutete auf die Karte. „Sie trägt meinen Namen, Willow West. Auf jeden Fall können Sie mich dort jederzeit erreichen. Oder Sie schicken die Empfehlung einfach an die E-Mail-Adresse, die unten steht. Ich kann sie dann ausdrucken.“

„Das müsste ich auf jeden Fall vor Ferienbeginn machen, da ich selbst kein E-Mail habe.“

Sie schaute ihn verblüfft an. „Im Ernst? Kein E-Mail?“

Er nickte. „Ich bin ein wenig altmodisch. Computer sind für mich ein notwendiges Übel. Ich benutze sie, wenn ich muss, hier in der Schule zum Beispiel, aber in meinem Haus gibt es solche elektronischen Geräte nicht.“

„Ehrlich?“

„Ich besitze nicht einmal ein Handy.“

Sie war nicht sicher, ob sie beeindruckt war, oder ob sie das einfach nur verrückt fand. „Und wie kommunizieren Sie?“

„Ich habe einen Festnetzanschluss. Und Briefe schreibe ich mit einem Stift und längere Ausführungen auf derselben Olivetti-Schreibmaschine, die mich bereits durch das College begleitet hat.“

Sie grinste. „Das ist wirklich cool ... und sehr ungewöhnlich.“

„Ja, das trifft immer wieder auf Unverständnis, aber mir gefällt es nun mal so.“ Er zuckte die Achseln. „Und ich glaube, in meinem Leben gibt es deswegen sehr viel weniger Stress.“

„Das kann ich nachvollziehen.“ Sie hängte sich ihre Tasche über die Schulter. „Und wenn ich das ebenfalls so handhaben könnte, würde ich es vermutlich tun. Aber in meinem Geschäft, nun, da ist es einfach wichtig, im Netz präsent zu sein.“

Er las ihre Visitenkarte. „Sie sind Künstlerin?“

„Ich mache textile Kunst und male ein wenig, und manchmal versuche ich mich auch mit Töpferei und Bildhauerei – wenn ich in der Stimmung bin, mich schmutzig zu machen.“ Sie grinste.

„Interessant.“

„Mögen Sie Kunst?“ Neugierig blickte sie ihn an. Er wirkte auf sie nicht wie ein großer Kunstkenner.

„Ich glaube, dass es mit der Kunst wie mit der Schönheit ist – sie wird mit dem Blick des Betrachters erkannt. Ich bin ganz bestimmt kein Experte, aber ich weiß genau, was mir gefällt.“

Erneut griff sie in ihre Tasche und zog einen Werbeflyer für die Ausstellung am Abend heraus. Wie ihre Visitenkarte war auch er etwas zerknittert. „Dann haben Sie vielleicht Interesse an dieser Veranstaltung.“

Seine Augenbrauen zogen sich in die Höhe, als er den Flyer überflog. „Ein Kunstspaziergang?“

„Ja. Er beginnt heute Abend um sieben. Es gibt kleine Häppchen, Musik und viel Spaß. Alle hier aufgeführten Galerien werden bis neun Uhr geöffnet haben. Wir haben die Veranstaltung *Letzter Freitag* genannt. Ich hoffe, dass unser Angebot angenommen wird und wir das jeden Monat anbieten können. In Bezug auf die Kunst muss Warner unbedingt endlich aufwachen.“ Sie lächelte. „Das ist einer der Gründe, warum ich wieder hierhergezogen bin.“

„Um Warner aufzuwecken?“, fragte er verwundert.

Sie lachte leise. „So ähnlich.“ Sie knipste ihre Tasche zu und richtete sich auf. „So, ich möchte Ihnen jetzt nicht mehr länger die Zeit stehlen, Mr Emerson.“ Sie trat einen Schritt zurück und hielt kurz inne, sodass er Gelegenheit hatte, sie aufzufordern, ihn doch beim

Vornamen zu nennen. Als er das jedoch nicht tat, dankte sie ihm für seine Bereitschaft, Collin eine Empfehlung zu schreiben, und verabschiedete sich fröhlich.

Während sie durch den jetzt verlassenen Flur lief, dachte sie über Mr Emerson nach. Er war so ganz anders als alle anderen Leute, die sie kannte. Und in ihrem Leben hatte sie schon viele Menschen kennengelernt. Aber wie tickte dieser seltsame Mann? Und warum war er so steif und zugeknöpft ... und wirkte so traurig? Doch die drängendste Frage war: Warum übte er diese seltsame und unerwartete Anziehung auf sie aus und wie um alles in der Welt sollte sie damit umgehen?